Ja. So war es. Dem Ansturm der Preußen und Russen hatten die französischen Divisionen nicht standhalten können. Sie wurden in wildem Durcheinander die Uferhänge hinabgeworfen. Ueber gestürzte Geschütze, über Pferdeleiber und schreiende Menschen hinweg jagten in wilder Hast die rücksichtslos Verfolgten durch den hochgeschwollenen Fluß, der ihrer viele behielt, über die Brücke, durch Dorf und Tal davon.

Dann waren auf einmal die Preußen wieder im Schloß, die Befreier, die Sieger, von den Bewohnern stürmisch begrüßt.

An diesem Abend hielt Blücher mit seinem Stabe sein Siegesmahl droben auf Schloß Brechelshof am Rande der Walstatt ab, auf der die Katzbachschlacht geschlagen worden war. Da gab es nun keine lange Speisenfolge, und nicht wurden Verwundete hinausgewiesen, damit Köche sich breitmachten. Auf dem Tisch vor den preußischen Generälen und ihren Helfern standen Schüsseln mit Kartoffeln, sonst nichts. Nicht einmal Salz zur Würze war da. Aber die Stimmung war dennoch vorzüglich. Die erste Feldschlacht war gewonnen worden in dem Kriege, von dem alle die Befreiung ersehnten!

In Nieder-Crayn drunten kamen sie dann noch tagelang nicht zur Besinnung, so viel gab es aufzuräumen. Viel war zerstört, zerschossen, verschleppt und verdorben worden. Aber das Leben war ihnen doch allen erhalten geblieben. Und manch einer drückte der Magd aus Laasnig die Hand, denn hätte sie nicht den Offizier ins Schloß geholt, wer weiß, was ihnen allen geschehen wäre!

Der Joseph Bileh ist wieder gesund geworden, und seine Anna hat er auch heiraten dürfen. Dabei gab ihnen das ganze Dorf die Ehre. Beim Hochzeitsmahl hielt der Schullehrer eine Rede und riet halb scherzend, halb in tiefem Ernst der jungen Frau, sie sollte aber doch lieber nicht wieder mit einem roten Tuche winken, falls etwa wieder einmal ein Feind ins Land käme. Denn das wäre lebensgefährlich.

Da blickte sie ihn ganz erstaunt an und sagte: „Lebensgefährlich? — Das hatte ich gar nicht gemerkt!“

Die Heimkehr

Einer Volkssage aus der Ostmark nachgedichtet von Josef Friedrich Perkonig

„Wenn es jetzt Mittag wär“, denkt der Soldat, „so wüßtest du an diesem Ort schon die Glocken von Hall hören.“

Aber es ist finstere Mitternacht. Ist es nicht ein Wunder, daß du den alten Weg finden magst, und bist doch zwölf grausige Jahre fort gewesen? Es zählt jedes ihrer drei in dem furchtbaren Krieg. Frieden ist geworden, weil die Kriegsleute alle ausgeblutet sind, nicht aber, weil ein Herr Ordnung gemacht hat in der Welt. Wo sind sie alle, die stolzen Herren? Faulen längst in der Erde, der schwedische König und der Wallenstein, der Tilly und der Kaiser selber, gar nicht zu reden von den Obristen und Hauptleuten, den Kornetten und Soldaten.

Kein Hall ist in der stillen Nacht. Denkt auf dem weiten Weg der Soldat immerfort: Wie wirst du die Heimat finden? Hat sie der Krieg auch in Schutt gelegt und zu Asche verbrannt, und modern vielleicht die liebsten Leute schon im Grabe?

Ist sonst nicht Soldatenart, zu bangen und zu träumen, wie es sein wird. Man hat sich eher dem gehörnten Schutzgeist verschrieben als dem Herrgott, der schickt seine Engel nicht gern zu den rauhen Knechten, so hat halt der Teufel leichtes Spiel. Ist sonst nicht Soldatenweise, auf das Herz zu horchen, wenn es nicht überhaupt vertan ist in den wilden Zeiten, aber in der dunklen, stillen Nacht wird der Soldat ein anderer Mensch. Ist an Kirchen und Wegkapellen vorübergegangen, und die Heiligen haben seine verkümmerte Seele begrüßt, ohne daß er etwas davon gespürt hat.

Zu anderen Zeiten hätte man wahrscheinlich auf das Schneegestöber geflucht, jetzt ist es einem beinahe lieb: es gehört zu diesem Land, zu dieser Nacht. Er hat den alten Weg im Blut, er weiß, er wird das Dorf nicht verfehlen. Trotzdem wandelt ihn ein merkwürdiges Heimweh an. Es dauert ihm zu lange, bis die Sonne aufgehen wird, er möchte schon jetzt mitten in der Nacht etwas von seinem Dörfel sehen. Deswegen schlägt er von dem feuersteun Funken auf die Lunte, vielleicht wird die geringe Glut den Kirchturm anscheinen; er muß schon nahe sein.

Es will sich ihm aber die Kirchenmauer nicht zeigen, nur ein Lichtlein kommt ihm entgegen. Ach, es ist ein Mensch aus der Heimat, wer immer es sein mag, er wird ihm einen guten Gruß geben. Vergißt der Soldat, daß die harten Zeiten noch immer nicht zu Ende sind? Meint er, in seinem Dorf müßten lauter reine Engel wohnen? Mein lieber Soldat, die Leute haben das Rauben und Totschlagen von deinesgleichen gelernt, und es sind just in dieser stockfinsteren Nacht ein paar schwarze Seelen unterwegs. Die haben deine Glut gesehen, so schwach sie war, und die kommen dir mit einem trügerischen Lichtlein entgegen.

Der Soldat möchte schon zu dem Schein hingrüßen, da fällt aus dem Dunkel etwas auf seinen Kopf, daß es darin zu hallen anhebt. Der Soldat hat in den zwölf Jahren wohl gelernt, wie er so etwas abschätzen muß. Es ist nicht etwa ein Stern vom Himmel gefallen, die Sterne sind gut angenietet, das war ein Kolben, den ihm jemand auf die Hirnschale geschlagen hat. Es fällt ein zweiter auf die Achsel und ein dritter auf die Brust.

Hoho! blitzt es durch den Heimkehrer, die drei sind nicht gekommen, dich friedlich zu empfangen, die haben anderes vor. Aber von einem bäuerlichen Holz wird sich ein kaiserlicher Reiter nicht erschlagen lassen. Er wirft die Lunte zur Seite und springt auf einen Schatten. Er kommt gut zu sitzen auf ihm und reitet ihn zu Boden. Aber da sind noch die zwei anderen, die feiern auch nicht. Sie kommen ihm zunächst wohl nicht ans Leben, er kann sich der drei Kolben erwehren, aber schon ist ihm ein Arm wundgeschlagen. Lange wird er das wilde Holz nicht mehr von sich abhalten können.

Der Himmel kann so einem Soldaten in schwerer Not nicht einen Engel zuhilf schicken; solch großes Wunder verdient ein sündhafter Kriegsknecht wahrlich nicht, aber ein kleines läßt er geschehen, alles um der Seele willen, ist tausendmal verleugnet worden und soll jetzt nicht büßen für den groben Leib.

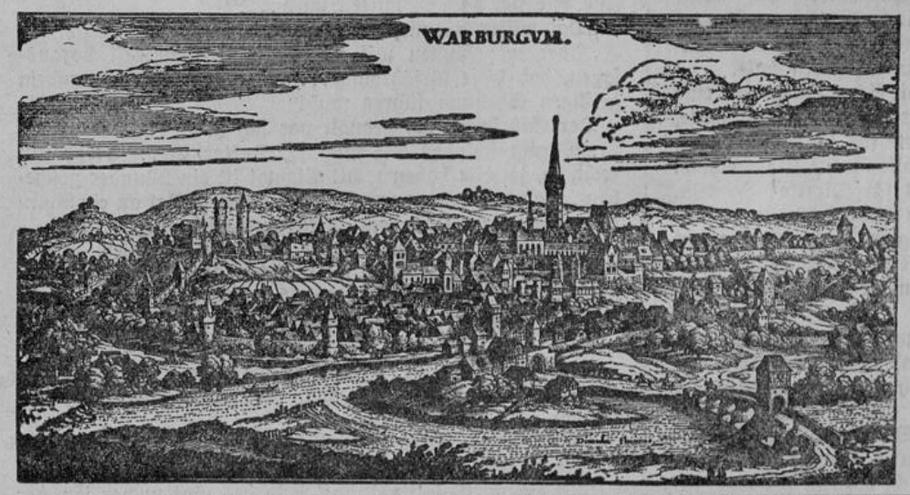
Die Lunte hat in dem trockenen Dornbusch unter dem Felsenhang ein Aestlein angezündet, und bald ist das Gebüsch eine große Flamme. Die leuchtet den Räubern ins Gesicht und blendet ihre Augen, die leuchtet auch hinab in das Dorf zu ein paar Männern auf einem späten Weg.

Zu jedem Feuer in dieser bitteren Zeit schlägt die Glocke an. Und die Männer sind flink beim Eisen und Holz. So meint der Soldat bald, er sei noch mitten im Krieg. Sind da nicht die alten Kumpane um ihn, und es kracht Holz auf Bein? Wärest auf geradem Weg in die Hölle geritten, mein lieber Reiter, so hat dir der Himmel noch eine Frist geschenkt, daß du deine Seele noch von der Gnadensonne bescheinen lassen kannst.

Und ein rauher Soldat wie du, der kann nicht in tiefem Frieden in sein Dorf heimkehren. Er muß noch seine letzte Schlacht bestehen.

Pässe für Zuckerkranke in New York. Zuckerkranke werden nicht selten von Schwindel- oder Ohnmachtsanfällen betroffen. Bei einem Spaziergang kann das ernstliche Folgen haben. Herzueilende Mitbürger kennen meist nicht die Mittel, den Kranken wieder zum Bewußtsein zu bringen oder werden durch die Insulinspritze, die sie bei dem Verunglückten vorfinden, zu falschen Vermutungen geführt. Wie die englische medizinische Zeitschrift „The Lancet“ mitteilt, hat die New York Diabetes Association eine Karte für Diabetiker, die Insulin gebrauchen, entworfen, die die Kranken immer bei sich tragen sollen. Auf der einen Seite der Karte steht der Name des Kranken, seine Anschrift und Telephonnummer und entsprechende Angaben über den behandelnden Arzt, der auch auf der Karte erklärt, daß der Patient das Recht habe, eine Spritze bei sich zu führen. Auf der Rückseite der Karte ist zu lesen: „Achtung! Inhaber dieser Karte leidet an Diabetes und gebraucht Insulin. Im Falle plötzlicher Uebelkeit oder Bewußtlosigkeit zwei Löffel Zucker in einem Glas Wasser geben und einen Arzt rufen“. Diese Vorsichtsmaßregel dürfte bei anderen Krankheiten, etwa der Epilepsie, nicht weniger angebracht sein.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 83 | **26. Oktober 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
35)

Roman von Wolfgang Marken

Das Gebet ist nicht zu Ende gesprochen worden, denn der Domkantor hatte eben erst die ersten Zeilen gebetet, als Ludwig Seidemann aufschluchzte, förmlich aufschrie in seinem Schmerz, daß alle zusammenfuhren und mit Tränen in den Augen auf den Kameraden blickten.

Der Domkantor ließ die Hände sinken. Er ging zu Ludwig und zog den hemmungslos Schluchzenden mit sich fort.

„Komm mit mir auf mein Zimmer“, sagte er gütig in tiefer Ergriffenheit. „Komm, wir haben miteinander vieles zu reden.“

*

Er nahm Ludwig Seidemann mit in sein Zimmer, aber es dauerte lange, bis sich der junge Mensch wieder zurechtfand.

„Brauchst dich deiner Tränen nicht zu schämen, Ludwig“, sagte der Domkantor, „hast sie liebgehabt, die kleine, arme Corinne. Ich verstehe dich, mein Junge, und an dieser Liebe hat auch Gott seine Freude gehabt. Ja, Ludwig, bist durchs Leben gegangen, immer wohlbehütet von den Eltern. Hast Krankheit und Not noch nie kennengelernt. Bist aufgewachsen in der Sonne. Vielleicht hast du manchmal geahnt, daß es noch eine andere Seite des Lebens gibt. Vielleicht hast du manchmal scheu an den Tod gedacht, und da ist er dir als das Furchtbarste, als das Schauerlichste vorgekommen; aber er ist es nicht. Er ist unbestechlich, der Tod. Er nimmt arm und reich, er nimmt die Freude, aber er nimmt auch viel Leid von dieser Welt. Mußt noch zwanzig Jahre älter werden, Bub, bis du das begriffen hast. Sieh, Bub, ich habe die Eltern hergeben müssen, und mir ist auch eine liebende Frau vor Jahren gestorben, und ich habe weiter tragen müssen, aber jetzt weiß ich, daß es keinen Tod gibt, daß die unsterbliche Seele niemals ein Ende hat, daß sich nur alles wandelt, und daran mußt du denken, Ludwig.“

Da sah Ludwig Seidemann mit dankbaren Augen zu ihm auf.

„Ach, Herr Domkantor, wie gut Sie zu mir sind, daß Sie mich so gut verstehen.“

„Ich bin ein Mensch wie du, ein Mensch wie alle. Aber jetzt sei stark, mein Junge, verlaß nicht, was du heute erlebt hast und laß es in dir wirken, damit es deine Seele reif macht für das Leben.“

11.

Man hat Corinne Gold wie eine kleine Königin zu Grabe getragen. Sie wurde auf ihren Wunsch auf dem kleinen Dorffriedhof von Pinnigau beigesetzt, und der Sarg verschwand unter einem Meer von Blumen.

Die Domspatzen sangen und erschütterten die Seelen der Trauernden, in einfachen Worten hielt der Pfarrer von Pinnigau die Totenrede. Er war kein großer Sprecher, aber was er sagte, war einfach und ergriff alle.

Alle Gäste von Luisenthal, geführt von Frau Rogaller mit ihren amerikanischen Freunden — auch Alf Rogaller fehlte nicht, nur Li Yssely war nicht mehr anwesend — gaben der Toten das letzte Geleit und von den Domspatzen und dem Gesinde von Luisenthal fehlte kaum einer.

Auch die Leute von Pinnigau kamen. Seit die Domspatzen jeden Feriensonntag beim Hochamt sangen, fühlten sie sich mit Luisenthal verbunden.

Von dem Begräbnis der Corinne Gold spricht man noch heute in Pinnigau.

Und viele haben noch die schmerzbewegte Frau Rogaller, die sich mühsam aufrecht hielt, im Gedenken und hören noch die Domspatzen am Grabe weinen. War ihnen doch allen zumute, als sei eine liebe Freundin von ihnen gegangen.

* *

Und ein neuer Tag kam, und langsam wichen die Schatten von Luisenthal. Der Domkantor war der erste, der sich aufraffte und zu den Gästen sprach, daß das Erleben der letzten Tage ihnen nicht die Freude am Sein rauben dürfe.

Und langsam, etwas gedämpfter und stiller, aber doch sicher und bestimmt, kam die Fröhlichkeit wieder.

Die Amerikaner sah man am nächsten Tage kaum.

Frau Rogaller hatte mit ihnen alles besprochen, was es zu besprechen gab. Hauptmann Staby versprach, von Berlin aus alles, was Corinne Golds Erbe betraf, zu regeln.

Das Testament lag vor. Corinne Gold hatte ihr Geld im Falle des Todes verschiedenen Stiftungen vermacht. Ursprünglich sollte Richard alles erhalten, aber er bat sie, es nicht zu tun, und so verfuhr sie so.

Eine kleine Änderung hatte ihr Testament am Ende noch erfahren. Corinne Gold hatte in Dankbarkeit der Domspatzen gedacht und dem Domkantor einen Betrag von vierzigtausend Dollar vermacht, mit der Bestimmung, daß der Domkantor das Geld für die Domspatzen verwenden solle.

Die Angelegenheit mit Li Ysely, die sich anfangs wie eine Verrückte gegen Frau Rogallers Vorschläge gesträubt hatte, wurde auch erledigt. Li Ysely erklärte sich schließlich bereit, gegen eine hohe Abstandssumme auf alle Rechte zu verzichten.

Eine schwere Überraschung gab es für Direktor Severin.

Frau Rogaller erklärte ihm: „Ich habe mich von München aus selbst mit unserer Regierung in Verbindung gesetzt und ihr angetragen, die Rogaller-Werke als staatliche Waffenwerke zu übernehmen. Und man ist bereit dazu! Im Prinzip!“

Severin hatte Mühe, seine Bestürzung zu verbergen.

Er hatte verspielt. Alf Rogaller saß auch dabei. Er sagte kein Wort dazu. Das Erlebnis, da ihn der Tod streifte, lag noch auf ihm.

Aber plötzlich ergriff er doch das Wort. „Würdest du mir erlauben, die Verhandlungen zu führen, Tante?“ fragte er.

„Ja ... aber nur, wenn Richard nicht dazu in der Lage ist! Ich will noch warten!“

„Wie soll es aber mit den neuen Aufträgen geschehen, Mistreß Rogaller!“ fragte Severin erregt. „Wir haben große Möglichkeiten!“

„Es werden keine neuen Aufträge hereingenommen!“ bestimmte Frau Rogaller kurz.

Hauptmann Staby wandte sich jetzt an Frau Rogaller und fragte: „Sie haben gestern Richard besucht, Mistreß Rogaller! Wie geht es ihm?“

„Er schläft! Manchmal glaubt man, daß er überhaupt nicht mehr atmet. Wenn man aber genau hinhört, dann spürt man, daß er atmet, wenn auch ganz leise. Er liegt fast unbeweglich.“

„Und was sagt der Herr Geheimrat?“

„Die Operation sei sehr gut vor sich gegangen, aber ..., noch lasse sich nichts sagen. Man müsse warten!“

„Und warten ist schlimm, Mistreß Rogaller!“

„Wahrhaftig ... warten ist Bitternis!“ seufzte die alte Frau bekümmert.

* * *

Der Geheimrat ist seit jener schweren Operation sehr verändert. Er ist härter denn je, wortkarg und spricht fast nichts. Mit steinernem Gesicht geht er umher, und sein ganzes Interesse gilt nur dem Kranken.

Er hat schwere Besorgnisse! Dr. Eck spürt es! Und er beschließt, heute mit dem Geheimrat darüber zu sprechen.

Als Robert von Kahr wieder in seinem Arbeitszimmer sitzt, sucht er ihn auf. Der Geheimrat begrüßt ihn freundlich.

Er bietet ihm von seinen schweren Mexiko-Zigarren an, was er selten tut.

Und dann fragt er: „Wo drückt's denn, lieber Kollege?“

„Ich muß mit Ihnen einmal über den Fall Rogaller sprechen!“

„Was wollen Sie?“ Der Geheimrat lächelt seltsam. „Die Operation ist glänzend verlaufen, und der Patient schläft sich gesund. Die Tage sind doch erwartungsgemäß verlaufen! Es ist doch alles in Ordnung!“

„Herr Geheimrat ...!“ sagt Dr. Eck bekümmert. „Warum sprechen Sie so zu Ihrem alten Mitarbeiter? Sie wissen doch ...!“

„Was weiß ich?“

„Beantworten Sie mir eine Frage!“

„Und die ist?“

„Wird Richard Rogaller überhaupt wieder erwachen?“

„Warum nicht!“

„Sie weichen mir aus, Herr Geheimrat! Ich war doch dabei, und Sie müssen mir doch zugeben, daß Sie entsetzt waren, als Sie ... bei der Operation feststellten, welchen Schaden ... welchen viel größeren Schaden, als wir angenommen, der Splitter angerichtet hatte.“

„Das ist wahr! Aber ich habe zugleich festgestellt, wie großartig die Natur eingesprungen ist! Ich sage Ihnen, Doktor Eck, das ist einmalig!“

„Ja ... aber der operative Eingriff ... hat doch zugleich eine Gefährdung verschiedener Hirnpartien mit sich gebracht. Und wie sich das auswirken wird ...?“

„Das wissen wir nicht!“

„Aber wir können mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, daß diese Gefährdung ... zum Tode oder dauerndem geistigen Siechtum führen muß!“

Der Geheimrat sah gequält vor sich hin.

„Warum schinden Sie mich so, Doktor Eck?! Sie haben recht, ja, ja, Sie haben recht! Einmal ist ein Wunder geschehen ... aber es wäre vermessen, ein zweites Mal an ein Wunder zu glauben. Und doch ... klammere ich mich daran.“

Lange noch sprachen sie über den Fall Rogaller.

Zwei Mediziner stritten miteinander. Unbarmherzig sprach man sich über alles aus. Und der Schluß war ... Hoffnungslosigkeit!

* * *

Am nächsten Tage ging es Richard Rogaller schlechter. Das Herz setzte zeitweilig aus. Mit einem Male sah das Gesicht grau und verfallen aus.

Als ihn Frau Anna sah, mit dem verbundenen Haupte, da weinte sie auf.

Mit einem Male stand das Bild des Gatten vor ihr, der einst draußen sein Leben ließ. Ihr Herz schlug schneller, und sie wagte nicht, an das große Glück an Stephans Seite zu denken, das ihr winkte. Mit einem Male kam es ihr vor, als wenn sie den Gatten verrate.

Wie schmal und krank lag Richard Rogaller in den Kissen! Knabenhaft jung erschien ihr sein Mund.

„Wird er leben?“ fragte sie den Geheimrat.

„Vielleicht ... vielleicht auch ... nicht!“ gibt der alte Arzt schwer zurück.

„Er ist noch nicht über den Berg?“

„Nein, Anna ... so schnell geht es nicht! Doktor Eck hat wenig Hoffnungen!“

„Und Sie, Vater?“ fragte sie bestürzt.

„Nicht viel mehr!“ gibt er resigniert zu. „Ich wollte glauben, hoffen, an ein Wunder ... ein zweites Wunder ... einmal hat die Natur an Richard schon ein Wunder getan ... aber ... jetzt vermag ich's kaum noch!“

* * *

Und wieder vergehen Tage.

Unverändert ist der Zustand des Kranken. Das Allgemeinbefinden hat sich zwar etwas gebessert, das Herz schlägt wieder kräftiger, aber er schläft immer noch den Schlaf der Bewußtlosigkeit.

Noch keine Entscheidung ist eingetreten, es kann Wochen, ja Monate dauern, ja ... Jahre sogar. Nie wird der Arzt genau sagen können, ob Richard Rogaller vollkommen geheilt ist.

Und am zwölften Tage nach der Operation da kommt Schwester Bertha plötzlich zum Geheimrat: „Er hat die Augen offen! Und so erstaunt sieht er mich immer an! Und immer betrachtet er Ihr Bild, das über dem Bett hängt.“

Der Geheimrat begibt sich sofort zu dem Kranken. Eine schwere Erregung treibt ihn.

Ja, Richard hat die Augen offen.

Kahr geht dicht an das Bett und sagt herzlich: „Wie fühlen Sie sich, Herr Rogaller?“

Aber der Kranke antwortet nicht.

Er sieht ihn nur unverwandt an, in seinen Zügen zuckt es.

Beunruhigt tritt der Geheimrat dicht zu ihm, zieht einen Stuhl heran und beugt sich über Richard Rogaller.

Was ist mit dem Kranken?

Warum sieht er dich so an? Warum erscheint er mir jetzt mit einem Male so verändert?

Ist denn das Richard Rogaller, der aus den Kissen schaut? denkt Kahr betroffen.

Jetzt bewegt er die Lippen. Unhörbar spricht er. Tiefer beugt sich der Geheimrat.

Und da schlägt ein Wort an sein Ohr, das ihn wie ein Keulenschlag trifft.

„Vater ...!“

Der Geheimrat zittert am ganzen Leibe, er kann nicht sprechen, er starrt auf den Kranken.

Etwas Unfaßbares steht mit einem Male im Raume.

Gibt der Tot einen Menschen zurück?

Ist er wiedergekommen ... er, der Jüngste von fünf Söhnen?“

„Richard ...!“ stöhnt der greise Arzt. „Richard ... Rogaller.“

„Nein ... Vater ... ich ... ich bin ... Richard ... dein Sohn! Ich ... ich ... lebe!“

„Nicht ... tot ... nicht tot!“ Der alte Mann steht mit hocherhobenen zitternden Händen vor dem Kranken und kann es nicht fassen.

Haben sich die Gräber geöffnet ... haben sie ... seinen Sohn wiedergegeben?

Und da erkennt er ihn wieder!

Ihm ist zumute, als sei eine Binde von seinen Augen gefallen. Aus der Tiefe des Hirns holt er das Bild seines jüngsten Sohnes wieder hervor.

Und dann bricht er am Lager seines Sohnes zusammen, und sein Haupt fällt schwer in die Kissen.

Mit einem Male lösen Tränen den Gram vieler Jahre.

Gottes Wunder ist geschehen!

Der Tod ... hat ihm einen Sohn wiedergegeben! Er denkt in dem Augenblick nicht daran, daß der Sohn noch nicht der Gefahr entrückt ist, daß noch vor einer Stunde fast keine Hoffnung war.

Er spürt nur das große Wunder!

Er fragt nicht nach dem Wie und Warum! Es genügt ihm, zu wissen, daß er da ist, daß eines ... seiner Kinder nicht tot ist, sondern ihn jetzt anblickt als Lebender.

Aber als er jetzt den Blick hebt und durch die Tränen auf Richard blickt, da sind dessen Augen wieder geschlossen, und der Schlaf hält ihn wieder umfangen.

* * *

Dr. Eck sieht, wie der Geheimrat aus dem Krankenzimmer wankt.

Er geht auf ihn zu und fragt erschrocken: „Herr Geheimrat ... was ist Ihnen?“

Da fühlt er sich mit einem Male von den mächtigen Armen des Geheimrats umschlungen, und er hört ihn stumm schluchzen.

Dieser plötzliche Gefühlsausbruch verwirrt Dr. Eck. Er hat den Geheimrat noch nie weich gesehen.

„Herr Geheimrat ... was ist ...?“

„Ein Wunder ... ein Gotteswunder!“ stammelt der greise Arzt verzückt und taumelt nach der Tür.

„Wohin wollen Sie, Herr Geheimrat?“

(Fortsetzung folgt)

Das rote Tuch

Skizze von Alfred Richter

Wenn der Wind von Westen kam, war ferner Kanonendonner zu hören. In der Gesindestube des Schloßgutes zu Nieder-Crayn unweit Goldberg in Schlesien hockten sie beisammen, bebten und seufzten vor Aufregung, und manche beteten still vor sich hin. Vierundzwanzig Stunden später hieß es: „Lauft, wer sie jetzt sehen will — die Preußen marschieren durch!“

So waren sie geschlagen? — J, das hätte ihnen einer sagen sollen! „Wir haben keine Bataille verloren“, schnob ein Feldwebel den Schulmeister an, der bescheidentlich fragte, ob nun wohl die Franzosen bald nachfolgten? Nein, der Blücher hatte den Befehl, dem Napoleon auszuweichen, das war alles.

Aber am 25. August kam der Joseph Bileh, Knecht auf dem Nieder-Crayner Schloßgut, zu dem Verwalter in die Schreibstube gestürzt und keuchte: „Die Preußen sind schon wieder da!“ So war es. Der General Blücher griff einfach an. Es war seine Vorhut, die Brücke und Dorf besetzte und Reiterabteilungen feindwärts gegen die Höhen von Laasnig hinauf vorschickte.

Von Norden her erscholl bald Gewehrfeuer. Das französische Kavalleriekorps Sebastiani wollte ohne Sicherungen durchmarschieren, sah sich aber plötzlich von Salvenfeuer empfangen und stoppte den Vormarsch. Kanonen wurden aufgefahren. Ein Dorf ging in Feuer auf. Der Kampflärm näherte sich Nieder-Crayn.

Joseph Bileh strich westlich vor dem Dorf herum und spähte zur Höhe nach Laasnig empor. Dort hielten noch preußische Kavallerieposten luchsend zwischen den Obstbäumen. In Laasnig hatte der Joseph ein Mädchen, um das er bangte. Plötzlich schwangen sich die Reiter droben auf die Pferde und rasselten die Anhöhe herab. Sie nahmen die ganze Breite der Straße ein. Der Knecht rettete sich vor den Hufen durch einen Sprung in den Graben. Wie die wilde Jagd vorübergebraust war und der Staub sich verzogen hatte, stand droben die Anna, winkte mit einem roten Tuch ins Tal und rief in einem hin: „Die Franzosen kommen! Die Franzosen kommen!“ Jetzt sah sie den Joseph, der zu ihr emporstarrte, wandte noch einmal den Kopf zu ihrem Dorf zurück und lief dann den Abhang hinab, geradewegs in die Arme ihres Burschen hinein. Sie hatten nicht mehr Zeit zu einem Wort. Droben tauchten schon die französischen Kürassiere auf. Der Joseph griff die Rechte des Mädchens und riß sie mit sich fort, ins Dorf hinein, dem Schlosse zu.

Von Laasnig herab wälzten sich in breitem Strom die Massen der Brigade Meunier herab. Kavallerie voran, Artillerie mitten in den Kolonnen. Durch das Dorf und über die Neißebrücke ging es mit Geschrei die steilen Hohlwege nach dem Hochplateau hinauf. Dort standen verdeckt schon die Preußen und Russen bereit.

In Nieder-Crayn stauten sich die Marschsäulen der Nachrückenden. Die Truppe drang in die Gehöfte ein und verlangte Lebensmittel. Joseph Bileh hatte sein Mädchen unfindbar versteckt, aber ihn selber erkannten einige der französischen Reiter wieder und huben an, ihn schwer zu prügeln. Der Verwalter, der sich einmischen wollte, wurde zurückgestoßen und selber bedroht. Der Joseph war verloren, wenn nicht ein Wunder geschah.

Wunder? Die Treue braucht kein Wunder, und die Liebe braucht keinen Boten. Anna, die Magd, hatte längst ihr Versteck verlassen, denn ein Ahnen sagte ihr, was ihrem Joseph bevorstand. Schon wurden die ersten Verwundeten ins Dorf getragen. Das Schloß hatte die größten Räume und ward zum Lazarett. Zwischen den Bahren hindurch drängte sich die Anna über den Hof auf die Dorfstraße, quälte sich, wobei es nicht zart zuging, durch wartende Kolonnen, flehte jeden Offizier an und fand wahrhaftig einen alten Hauptmann, der sie anhörte und sich bewegen ließ, ihr ins Schloß zu folgen.

Er kam gerade recht. Der Joseph lag schon blutend am Boden und rührte sich nicht mehr. Da machte der Hauptmann kurzen Prozeß. Er fuchtelte die ganze Räuberbande aus dem Hause hinaus und stellte Doppelposten davor auf. Inzwischen legte der Verwalter mit der Magd den Joseph vorsorglich zwischen die Verwundeten und deckte ihn mit einem französischen Soldatenmantel zu.

Aber nicht lange lag er, da kam neue Unruhe ins Schloß. Die fliegende Küche des Marschalls Macdonald, eine Menge Maulesel und Packesel füllten den Hof. Für den Oberbefehlshaber mußte Platz gemacht werden. Schimpfend und klagend wichen die aus den Sälen, die sich noch fortschleppen konnten. Die Schwerverwundeten wurden einfach bei den Beinen hinausgezogen. In dem Wirrwarr konnte Joseph Bileh hinausgetragen und erneut versteckt werden. Während auf den Gängen die Aerzte amputierten und verbanden, rührten die Köche in den noch blutbesudelten Zimmern schon die Tunken und mischten die Ragouts für das geplante Siegesmahl.

Es kam aber anders. Plötzlich donnerten französische Kürassiere, ohne Helm und Wehr, mit zerfetzten Gesichtern, in den Schloßhof und schrien: „Kameraden, rettet euch! Alles ist verloren! Die Prussiens haben aefeat!“